

(Nachdruck verboten.)

11]

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

„Das stimmt schon,“ sagte Gittel verblüfft ob dieser Logik und nicht imstande eine andere Antwort zu finden.

„Das sage ich immer. Was hängen sich die Weiber an mich wie die Kletten, wenn das Kind stirbt? Ich habe ja selbst nachher die Placereien mit einem neuen, das sich erst an mich gewöhnen muß. Vor drei Monaten ist bei mir ein Mädchen gestorben.“

„Wieso gestorben?“ fragte Ita befremdet. „Eben haben Sie doch gesagt, daß nur das Eine bei Ihnen gestorben ist.“

„Gib ich das gesagt? Unmöglich. Ich habe mich also geirrt. Vor drei Monaten ist bei mir ein Mädchen gestorben. Ihre Mutter, die zwölf Rubel Lohn bekam, stellte mir dieselbe Frage und sogar mit denselben Worten. Ich hätte sie beinahe geohrfeigt. Nicht einmal mit Tränen oder im Zorn fragte sie mich — nein, nur um mich zu kränken. Das Kind hat ihr nicht mehr Leid getan, wie diesen Bengeln da. Umgekehrt, sie freute sich, weil sie jetzt mehr Geld für ihren Schatz hat.“

„Wieviel nehmen Sie den Monat?“ fragte Gittel. „Zeigen Sie mir das andere Kind.“

„Das ist ganz was anderes. Ordentlich muß man reden und keine dummen Fragen tun. Gleich zeige ichs Ihnen.“

Sie stand auf und ging ans andere Ende des Zimmers, zur Rückwand. Dort schlug sie einen von der Decke bis zum Boden herabhängenden Vorhang, der ein Bett verhüllte, zurück, und aus dem Dunkel erscholl deutlich ein Schmatzen. Als Ita und Gittel herantraten und ihre Augen anstregten, sahen sie auf dem Bett ein unbewegliches Etwas, das in der Hand einen Lumpen hielt, an dem es, wie es schien, kaute.

„Das ist das Kind?“ fragte Ita. „Aber warum halten Sie es im Finstern? Es kann ja blind werden. Was hat es denn?“

„Ich brauche es mir nicht sagen zu lassen, wo ich das Kind halten soll. Wo ich es halte, dort ist's gut. Sonst würde es nicht still sein. Und zu essen gebe ich ihm Kommisbrot. Alle meine Kinder habe ich so aufgezogen. Ich nehme das Weiche vom Brot, streue feinen Zucker darauf, binde es in Lätzchen ein und übergieße das Ganze mit warmem Wasser. Das Kind hat den ganzen Tag was zu pappen und ist ruhig, wie ein Lätzchen. Glauben Sie nur, wenn das Brot Soldaten gut bekommt, so ist es für Kinder noch viel besser.“

„Nun, und Milch?“ unterbrach sie Gittel.

„Auch ein bißchen Milch kriegt es,“ wiederholte Mirel, „aber ich kann Ihnen nur sagen, es geht gegen mein Gewissen, es ist nur ein dummes Vorurteil. Was ist denn Milch, sagen Sie es mir doch? Ich will es Ihnen sagen. Milch ist einfach weißes Wasser. Die Leute sind dumm und ich auch. Wollt Ihr weißes Wasser — bitte schön, da habt Ihr weißes Wasser. Aber ich weiß doch, Kommisbrot ist das Beste für Kinder. Seht nur, wie sie daran lutscht; sie hat so eine Kraft in ihren Lippen. Sie kann aus ihrer Haut das Blut ausfaugen; Sie können es nicht. Wollt Ihr sie sehen?“

Sie nahm das Kind aus dem Bett, zupfte und glättete es zurecht, und nun erschien vor den beiden Frauen ein richtiger kleiner Krüppel, ein förmlich ausgehungertes Geschöpfchen, kaum sieben bis acht Pfund im Gewicht. Das Mädchen sah im Gesicht einem traurigen, mißmutigen alten Weibchen ähnlich, und ihr Körperchen war wie eine Karikaturzeichnung. Die Arme — zwei lange dünne Linien, die Beine — ebenso, eine etwas dickere Linie in der Mitte — der Körper. Ihre Lider, die ganz von trockenem Eiter verklebt waren, konnte die Kleine nicht aufmachen, und man sah nur, wie sich unter ihnen die vom Tageslicht gereizten Augen hin und her bewegten.

„Gefällt sie Ihnen?“ fragte Mirel. „Nicht wahr, sie ist hübsch, wenn auch ein bißchen Mager. Nur ihre Augen machen mir Sorge. Ich muß mal mit ihr zu einer Frau, die sich auf Augenkrankheiten versteht. Das Kind braucht seine Mutter wahrhaftig nicht. Sie ist nur sechs Monate alt und

so artig, wie eine Große. Ich habe sie sehr lieb. Warten Sie, ich will ihr die Augen aufmachen, da werden Sie sehen, wie hübsch sie ist.“

Sie wischte rasch mit einem Lätzchen dem Kind die Augen ab, leckte ein paarmal seine Lider und öffnete sie geschickt mit der Zunge.

„Hübsch, was?“ sagte sie zu Gittel. „Und jetzt tanz mal ein bißchen, die Gäste sollen sehen, wie Du munter bist.“

Sie warf sie ein paarmal in die Höhe, aber das arme Wesen stöhnte nur kläglich und fiel kraftlos in sich zusammen.

„Sie hat Schlaf, das arme Ding,“ erklärte Mirel. „Gelt Du hast mich lieb. Nein, nein, jetzt quäle ich Dich nicht mehr, schlaf nur.“

Sie legte das Kind auf seinen alten Platz, gab ihm den Lappen mit Brot und kehrte zu den Weiden zurück.

„Und man fragt mich noch, warum ein Kind stirbt, ja, man wagt es zu tun, obwohl ich für all meine Liebe und Sorge nur sechs Rubel monatlich bekomme. Bin ich nicht ein Engel?“

Gittel war schon bereit ihr beizupflichten, als jene beiden Ammen, die sie morgens getroffen hatten, eintraten. Sie drückten ihre Verwunderung über die unerwartete Begegnung aus, und die Unterhaltung wechselte vorübergehend ihr Thema. Mirel aber, änderte angesichts der steigenden Nachfrage plötzlich die Front und erklärte bald aufs allerbestimmteste, kein Kind unter acht Rubel zu nehmen.

„Im Winter,“ philosophierte sie, einen Einspruch Gittels beantwortend, „im Winter ist es anders. Sechs Rubel nehme ich nur im Sommer. Im Winter nehme ich nicht weniger als acht; auch wenns sich um meine eigene Tochter handelte. Wollt Ihr denn, daß mein Mann, der so hart arbeiten muß, seine paar Groschen mit Euren Kindern teilen soll? Man muß ja ein Unmensch sein, um so was zu verlangen.“

Das Feilschen wurde immer hartnäckiger. Alle andere Unterhaltung wurde beiseite geschoben, und man ging zum offenen Krieg über; man kämpfte um jede Kopfe, rechnete alles nach, was ein Kind im Monat brauche, aber Mirel wannte und wich nicht. Der Streit entbrannte immer hitziger; die Bewerberinnen stritten heftig miteinander, fast wäre es statt allem zu Schimpfreden gekommen. Endlich nach einem halbständigen Kampf mit den Andern und mit Mirel, trug Gittel den Sieg davon, indem sie das höchste Angebot von sieben Rubel machte. Ita beteiligte sich nicht an dem Handel und schwieg entsetzt und erschrocken durch das, was sie hier sah und was sie für die Zukunft ahnte, und trotzdem hoffte sie noch insgeheim etwas zu finden, was ihren Ansprüchen genügen würde.

Als sie endlich Mirel verließen, sagte Gittel strahlend zu Ita:

„Sie wissen nicht, wie glücklich ich bin. Das ist eine Perle von Frau. Wenn die Hälfte dieser Frauen so wäre wie Mirel, könnten wir ihnen ruhig unsere Kinder anvertrauen.“

„Ich weiß nicht, was Sie da Gutes gefunden haben,“ erwiderte Ita kalt, „nach drei bis vier Monaten stirbt ja Ihr Junge bei ihr.“

„Und vielleicht erst nach sechs? Woher wissen Sie so genau. Wenigstens sechs Monate werde ich Mutter sein, das ist schon einen Dank wert. Ich habe ja noch ein Herz. Oder meinen Sie, ich verwünschte es, Mutter zu sein? Oder bin ich nicht glücklich genug, wenn ich für mein Kind zu sorgen habe? Sie irren sich gewaltig, Ita. Ich pflege und nähre ja ein fremdes Kind zum Teil auch nur, um für das meinige zu verdienen. Ich blühe auf, wenn ich ihm Geschenke bringe — Zucker, Kleiderchen, alles was ich bei meiner Herrschaft bekommen und nehmen kann. Denken Sie, daß ich keine Freude daran habe? Ich weiß natürlich, daß Mirel ihm nicht alles gibt, aber etwas bekommt es doch, und das Kleiderchen seh ich sicher an ihm. Und so habe ich ein paar Monate etwas, wofür ich leben kann. Mehr will ich selber nicht, ich kann es nicht — was soll ich mit Kindern anfangen? Bei einer andern Frau würde es aber keine zwei bis drei Monate am Leben bleiben. Ich bin jetzt sehr glücklich, Ita.“

„Es ist ganz unmöglich,“ sprach Ita ernst, „daß ich so werde wie Sie.“

„Ich zürne Ihnen nicht, Ita, Sie meinen es ja auch nicht böse. Aber ich bin auch nicht schuld daran, das können Sie

glauben. Dieses Hundeleben macht ja den Menschen ganz zu nichts. Wenn man nur einmal fällt. Können Sie einem Menschen, der nicht arbeiten kann, weil ihm ein Arm fehlt, Bortwürfe machen? Mir fehlen aber beide Arme und noch die Beine dazu, um mein Kind zu erziehen. Sie verstehen es noch nicht, denn Sie fangen erst an. Aber Sie werden auch noch so. Wenn ein Schreiner aus Holz einen Tisch machen muß, so wirds auch ein Tisch, und kein Säckel. Sie werden noch an meine Worte denken. Einen andern Weg gibts nicht."

Wieder traten sie in einen Hof — diesmal wegen Lia — dann in einen zweiten. In mehreren Häusern fanden sie die Eingangsthüren verschlossen, und aus diesen verlassenen Wohnungen erscholl ein durchdringendes Klagegeschrei der Kinder, die von den anderweitig in Anspruch genommenen Frauen ihrem Schicksal überlassen waren. Diese Klagen verhallten gleichsam in der Wüste, ohne die Aufmerksamkeit einer fühlenden Menschenseele zu erregen. fanden sie aber die Tür offen, so sahen sie in den Stuben Kinder unter der Obhut von Hunden und Katzen, die ihre Grinden und Wunden leckten, und die Kinder selbst, müde vom Schreien und Weinen, krochen in ihrem eigenen Unrat umher und lutschten an ihren besudelten, überriechenden Händchen. Wenn sie auch manchmal einen Menschen in der Stube fanden, so war doch das Bild das gleiche, ja die Gegenwart von Aufseherinnen machte es noch grauenerregender.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8) fabrende Leute.

Von Anna Reichert.

Hermine verschwand nach ihrem nächsten Auftreten und Einsammeln aus dem Zelt. Auch des Provisors Platz war leer. Die Freunde retteten seinen Stuhl vor dem Ansturm der Massen, indem sie ihn von Fint in die Garderobe setzen ließen. Es wurde beängstigt voll im Zelt. In den Gängen staute sich die Menge, die vergebens nach leeren Plätzen auf den Bänken suchte. Frau Eisebein zeterte. Es war den einsammelnden Sängerinnen nicht möglich, sich durch die Kopf an Kopf stehende Menschenmauer hindurchzuzwängen. Frau Eisebein letterte kurz entschlossen auf einen der Tische und suchte, unter dem Protest der Sitzenden von Tisch zu Tisch schreitend, zu ihrem Gelde zu kommen. Daß man sie in die Beine kniff, um ihre Hätze aus dem Bereich der Gläser, Tassen und Teller herunterzubringen, genierte sie nicht. Erst als man ihr mit brennenden Zigarren Löcher in ihren grünen Samtrock brannte, lief sie aufstreichend, Teller zertretend und Gläser umwerfend, über die Tische nach der Bühne zurück.

"Wir singen nicht mehr," schrie sie dem Wirt, der hinter dem Biskett stand, zu. "Wie können uns ja nicht bezahlt machen. Sie müssen Entree nehmen."

"Du ich nicht," schrie er zurück. "Sie haben sich verpflichtet, bei freiem Eintritt zu singen."

Aber man kann ja nicht kassieren gehen. An die Anständigen, die sitzen, kommt man nicht ran, und die anderen" —

Ein Tumult erhob sich. Die Stehenden wollten sich wegen des Umstandes, daß sie keinen Platz bekommen konnten, nicht als Unanständige bezeichnen lassen. Zwei leere Biergläser schnellten auf die Bühne. Das eine traf dieses Schienbein. Sie schrie empört und schimpfte ausgiebig in den Lärm hinunter.

Anton Seiffert trat auf — der Schatten der meterlangen Feder auf seinem Hütel, der an der Zeltdecke spielte, hatte sein Auftreten bereits angekündigt.

"Jetzt kommt etwas extra's!" verkündete er donnernd. "Ein Benefiz für mich. Wer einen Groschen gibt, darf Du zu mir sagen."

Er sang unter grotesken Bewegungen und erreichte, daß sich die Menge etwas beruhigte und ihm zuhörte. Bis in die hinterste Ecke des Zeltes reichte seine Stimme. Aber als er geendet, erhob sich wieder Lärm. Einige in der Mitte Stehende, die sich vor dem Bezahlen brüden oder aus anderen Gründen das Zelt verlassen wollten, schoben ungestüm zum Ausgang; die dort standen, wollten sich aber nicht hinausdrängen lassen. Ein Schieben und Drücken und Schimpfen entstand in der ineinandergesteckten Menge. Frauen schrien auf. Unter den Sitzenden kurtierte das Geräusch, daß einer gestochen sei.

Zwei Polizisten erschienen am Eingang und befahlen allen Stehenden, hinauszuweichen. Langsam leerte sich das Zelt. Gute Luft und Ruhe traten ein. Das Geräusch von der Stecherei erwies sich als erfunden.

Als wieder geordnete Verhältnisse herrschten, erschien Hermine, sehr vergnügt aussehend, und setzte sich auf ihren Platz auf der Bühne.

"Wie kannst Du nur ohne Mantel hinausgehen", sagte Cécilie schauernd. "Ich friere schon hier so gräßlich. Hinter mir weht es so kalt herein. Wie spät ist es schon?"

"Hwölf vorbei."

"Gott sei Dank."

"Ach, das kann heute bis drei dauern, wenn nichts passiert. Es ist keine Polizeistunde gegeben."

Cécilie seufzte schwer.

"Sei still, Kleine. Dafür schläfst Du heute mit Auguste im Orgelkasten. Aber hör', Du sagst es der Mutter erst im letzten Augenblick, sonst soll ich mit in den Gasthof."

"Ja und wo bleibst Du?"

"Das ist meine Sache," sagte Hermine kurz.

Cécilie fing an zu zittern. "Ach — Hermine — nein — ich will doch lieber —"

"Sei doch nicht dumm; das ist meine Sache. Und hörst Du, daß Du nichts sagst. Die Mutter und die andern sollen glauben, daß ich auch in den Gepäckwagen geh."

Cécilie lehnte sich mit zusammengepreßten Lippen tief in ihren Stuhl zurück und schwieg.

"Ist das 'ne Art, ist das 'ne Art," zeterte Frau Eisebein, sich zu Hermine wendend. "Nun ist endlich wieder Ordnung hier und nun befehlt die Polizei, daß wir eine halbe Stunde Pause machen. So 'ne Gemeinheit, so 'ne —"

Hermine stand auf und redete sich gähmend. "Na, dann kann man sich ja mal ausruhn."

"Ja, so bist Du, aufs Verdienen kommt's Dir nicht an, immer nur aufs Faulenzen. Ach, was das für eine Bande ist!" Sie rauschte mit wogenden Rockborten in die Herrengarderobe. "Seiffert, Sie haben wohl auch keine Bildung! Sprechen Sie die lateinischen Wörter so aus wie wir sie aussprechen und wie sie geschrieben werden. Die Leute lachen ja über uns, wenn Sie Nöglisch sagen und ich und Fint sagen Nöglig. Sie glauben wohl, Sie können hier Neuerungen einführen? Ne — hier bestimme ich, was gesungen werden soll. Hier haben Sie sich nach mir zu richten, merken Sie sich das."

Seiffert tat ihr den Gefallen nicht, sich mit ihr in einen Disput einzulassen. Er lehnte rauchend an einer Zeltstange und sah schweigend voll gelassenen Interesses auf die aufgeregte Person. Butschraubend ging Frau Eisebein auf die Bühne zurück, entschlossen, dem frechen Menschen bei nächster Gelegenheit zu kündigen.

Ein Junge erschien vor der Bühne. Die Frau aus der Schießbude läßt fragen, ob nicht einer von Euch in die Schießbude kommen könnte. Es ist da so 'ne Masse. Alle, die hier rausgejagt sind, sind dahin gegangen."

"Nein," sagte Frau Eisebein böse. "Sie sollen alle hier sitzen bleiben."

"Anfimm," unterbrach Hermine kurz. "Ich geh' hin."

Frau Eisebein schimpfte, während Hermine ihren Mantel umnahm und mit dem Jungen das Zelt verließ. Hermine bediente gern in der Schießbude. Sie konnte die Gewehre so schnell laden wie kaum zwei andere zusammen und wußte auf alle Wiße, mit denen man sie attackierte, Bescheid zu geben.

Eine Zeitlang waren Auguste, Hermine und ihre Tante sieberhaft tätig, alle Schießlustigen zu befriedigen. Dann passierte in einem anderen Teile des Festplatzes irgend etwas, was als Gerücht zu der Schießbude drang, und vor der Bude wurde es leerer.

"Wart, ich bringe Euch frischen Kaffee," sagte die Tante hinweg-eilend, während sich Hermine auf eines der Gewehre lehnte und zusah, wie Auguste die letzten Stunden bediente.

"Du, Du machst aber Schmutz," sagte sie, als auch der letzte hinaus in die Dunkelheit an den Ort des unbekanntes Ereignisses lief.

"Was fällt Dir ein! Ich stecke nur mein Trinkgeld ein. Hast Du nicht gehört, wie mir der Dick eben einen Groschen extra gegeben hat?"

"Du hast eine ganze Handvoll Groschen in die Tasche gesteckt."

"Als wenn Du das nicht auch tätest, hier und bei Euch drüben."

"Kann ich ja gar nicht. Meinst Du, wir hätten Taschen in den Kostümen? Und am Abend macht uns Mutter eigenhändig die Prejur auf, damit wir nichts in die Haare stecken. Nein, striegen ist unmöglich."

"Ich stricke auch nicht. Eisebein weiß, daß ich mir nehme, was mir zukommt, wenn ich mir besondere Mühe gemacht habe. Dafür berechne ich ihm auch nicht alles."

"Ach — steht Ihr so miteinander?"

Auguste zuckte die Achseln. "Was will man machen. Er ist doch der Chef."

"Warum hilfst Du eigentlich nicht lieber Deinem Mann?"

"Gott in der Druckbude" wird der doch allein fertig mit dem Jungen. Da ist's egal, ob Männer oder Weiber verkaufen. Aber in der Schießbude müssen doch Weiber sein. Mein Arbeiten hier bringt uns mehr ein."

"Ist er heute auch hier?"

"Nein. Er geht nur an größere Plätze. Das lohnt nicht, von Hannover hierher mit all dem Krimskrans."

Einige Schießlustige verlangten von Hermine Gewehre. Alfred Eisebein trat vom Platz her an Auguste heran.

"Du, wir sind diese Nacht zusammen, hörst Du."

Sie zuckte die Achseln. "Nein, heute nicht."

*) Spielzeughbude.

„Warum nicht?“ fuhr er auf.
 „Es geht nicht.“
 „Warum nicht?“ — Sie zuckte wieder die Achseln.
 „Mit einmal,“ sagte er verächtlich. „Wegen Deinem Mann?“
 „Nein, überhaupt.“
 „Nach' keine Fragen, es geht.“
 „Sei doch nicht dumm.“ Und sie machte einen schlimmen Witz.
 Ferdinand Lippichück tauchte an der Ecke der Bude auf. Alfred Eisebein trat zu ihm, während Auguste von Kunden in Anspruch genommen wurde, kante an seinem Schnurrbart und sah in finsternem Sinnem auf die junge Frau.
 Ferdinand Lippichück lachte. „Sei doch kein Narr! Um die ist's nicht so schade wie um die andere. Was der einen recht ist, ist der anderen billig.“
 Alfred Eisebein stieß einen furchtbaren Fluch aus. Er schlug seine Finger mit eisernem Griff in Lippichück's Arm. „Komm, Du Satan, wir wollen eins trinken.“ —

(Schluß folgt.)

Was bleibt am Nordpol noch zu tun?

Von G. Singer.

Die Ansichten darüber, ob Cook in der Tat den Nordpol bezwungen hat oder nicht, dürften noch einige Zeit auseinandergehen. Dagegen wird der ein Jahr später errungene Erfolg Pearys Zweifel nicht bezeugen. Jedenfalls dürfen wir sicher sein, daß das mit heißem Bemühen umworbene Ziel erreicht ist und für sich allein niemand mehr reizen wird. Die Frage liegt nun nahe, welche Entdeckungs- und Forschungsarbeit dort „oben“ noch der Erledigung harret.

Nordpolarforschung und Bezwingung des Nordpols sind nicht dasselbe. Das geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Nordpol durchaus nicht das Ziel aller Nordpolarreisenden gewesen ist. Ja, es hat lange Zeiträume gegeben, in denen er auf unternehmungslustige Forscher kaum irgendwelche Anziehungskraft ausgeübt hat; wir brauchen da nur an die etwa dreißigjährige Periode zu erinnern, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die moderne Nordpolarforschung eingeleitet und nahezu ausschließlich der Nordwestdurchfahrt gegolten hat. Und in jüngster Zeit sind es eigentlich nur die Amerikaner — Peary, Badwin, Giala, Wellman, Cook — gewesen, die dem Nordpol nachjagten, während Schweden, Norweger, Dänen, Engländer und auch Russen ganz andere Probleme bei ihren Forschungsfahrten im Auge hatten. Man hat sich sogar vielfach zu der Anschauung bekannt, daß die Eroberung des Nordpols allein, ohne Nebenergebnis, ein für die Wissenschaft recht zweckloser und unnützer Erfolg wäre, der in keinem richtigen Verhältnis zu den dafür aufgewandten Mitteln an Kraft und Geld stände.

In der Tat hat diese Auffassung zum mindesten für solche Reisen polwärts einige Berechtigung, die in Schlittensfahrten über das Packeis des Polarmeeres bestehen. Für derartige Fahrten ist größtmögliche Eile geboten. Im Winter, während der ununterbrochenen Polarnacht, kann man sie nicht durchzuführen; im Sommer auch nicht, weil dann das Eis in Bewegung ist. Es bleiben nur die wenigen Wochen übrig, die zwischen dem ersten Erscheinen der Sonne, etwa im März, und dem Beginn der Eisbewegung, etwa im Mai, wenn nicht schon im April, liegen. So müssen denn Zeit, Kunst und Nahrung in vollem Umfange für das Vorwärtstommen genutzt werden. Nebenher können noch einige meteorologische Beobachtungen gemacht, die magnetischen Abweichungen abgelesen werden; auch über die Beschaffenheit und die Treibrichtung des Eises kann man Aufzeichnungen machen. Seine Dike wird man aber schon seltener zu ermitteln vermögen, und Tiefenlotungen mit Wasser- und Bodenproben, die für die Geographie von höchstem Wert sind, lassen sich gar nicht ausführen. Weder Cook noch Peary haben solche Arbeiten vorgenommen. So gleicht denn der Weg des kühnen Pioniers zum Pol der Straße, die ein Schiff durch das offene Meer zieht; jener wird vom treibenden Eise wie diese durch die Wellen verwischt.

Von Wichtigkeit im geographischen Sinne ist, daß wir über die Verteilung von Land und Wasser in dem Polargebiet Kunde erhalten. Cook hat Land gesehen — es ist wohl ein Teil desselben Landes, das Peary 1906 etwas weiter südlich gesichtet und Croderland benannt hat. Beider Entdeckung ist sehr interessant, aber beide haben es für nebensächlich gehalten, ihr nachzugehen; nebensächlich mußte ihnen ja alles sein, was nicht mit der Erledigung ihrer Hauptaufgabe zusammenhing. Das ist bedauerlich, wenn auch erklärlich. Es scheint aber nun festzustehen, daß es im unbekanntesten Teil des Polarbeckens große Inseln gibt, die sich mindestens bis zum 85. Breitengrad nordwärts vorstieben. Ueber ihre Ausdehnung und Natur Aufschluß zu bringen, wäre eine recht dankbare Aufgabe, die schon durch eine Schlittenreise von der Nordwestküste des Ellesmerelandes aus ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten zu bewältigen sein würde. Daß Amundsen auf seiner ge-

planten Drift durch das Polarbecken in diese Gegenden kommt, ist nicht mit Sicherheit anzunehmen; er dürfte sie zu seiner Rechten lassen.

Ueberhaupt steht man hier, im Nordwesten des arktischen Amerika, an der Schwelle des umfangreichsten „weißen Flecks“ unserer Nordpolararien. Er umfaßt die Gegenden nordwestlich und westlich vom Parryarchipel und dem Reijsegebiet Sverdrups, nördlich von Alaska und der Beringstraße bis zu den Routen der „Jeanette“-Expedition von 1880/81 und der Ransenschen „Fram“-Expedition von 1893/96. Riffelsen ist 1907 von Alaska her über den Rand jener terra incognita nicht wesentlich hinausgekommen; eine größere Bresche in sie ist nur zwischen dem 50. und 100. westlichen Längengrade gelegt worden: 1908 und 1909 von Peary, 1909 von Cook nach dessen Behauptung. Aber noch ungefähr die achtsache Fläche des Deutschen Reiches bedeckt jener weiße Fleck. Eine nicht unbegründete erscheinende Annahme geht dahin, daß hier eine Inselbrücke aus der Nähe der Neusibirischen Gruppe bis gegen den Parryarchipel reicht; sie stützt sich auf Erscheinungen in der Bewegung des Packeises an den Rändern des Beaufortmeeres und auf Ueberlieferungen der Polarvölker. Jedenfalls hat durch die Reise Cooks die Theorie Ransens von einem Polarmeere ohne Land von nennenswerter Ausdehnung eine Befestigung nicht erfahren. Hier ist also noch gewaltiger Raum für sehr weite Entdeckungszüge vorhanden, und zwei Polarfahrer, A. S. Harrison und R. Amundsen, wollen ja auch solche unternehmen.

Harrissons Plan ist freilich mehr als kühn und erscheint namentlich seinen englischen Landsleuten als höchst abenteuerlich. Er will mit zahlreichen Eskimos, Schlitten und Hunden von der Madagazienmündung über das Polarmeere bis nach Spitzbergen vorzudringen versuchen und dabei sogar die Winternacht zum Reifen benutzen, rechnet aber mit einem sehr langsamen Vorrücken, besonders für den Anfang, und bemißt die Expeditionsdauer auf 2½ Jahre. Während es sich indessen hier um ein noch ungesichertes Projekt handelt, steht Amundsens Ausreise für das Jahr 1910 bereits fest. Der norwegische Forscher hat eine Driftreise mit dem Schiffe nach dem Kusler der großen Ransenschen Fahrt vor. Seinen Ausgang wird er aber von einem östlicheren Punkte nehmen als Ransen, ungefähr bei Point Barrow an der Nordküste von Alaska, weil er meint, so eher geradenwegs durch das Herz des unbekanntesten Polarbeckens nach Spitzbergen oder Franz-Josefsland geführt zu werden.

Amundsens Plan zeigt überaus deutlich die wichtigsten wissenschaftlichen Aufgaben der künftigen Nordpolarforschung. Es gehört dazu zunächst die Feststellung der Ausdehnung, der Tiefe und des Charakters des Hauptpolarbeckens, der Beschaffenheit der untermeerischen Soedel, auf denen sich die angrenzenden Kontinente erheben, und die Uebergänge des Beckens zu den Nachbarmeeren. Zur Erledigung solcher Forschungsaufgaben vermag nur eine Driftexpedition zu Schiff beizutragen, weil dieses allein Zeit und sichere Vorbedingungen für die unerläßlichen hydrographischen Arbeiten gewährt. Man kennt heute Apparate, sagt Amundsen, die Proben nicht nur des obersten Meeresbodens selbst, sondern auch Schichten aus einigen Metern Tiefe heraufschaffen können, und aus diesen Proben erkenne man die Natur der übereinander liegenden Ablagerungen, die dann erzählen „von der Geschichte langer Zeiten in ähnlicher Weise, wie die geologische Formation mit Verfeinerungen auf dem Landgebiet.“ Ferner biete sich ausgiebige Gelegenheit, die gewaltige Wassermasse des Polarbeckens selbst zu untersuchen in bezug auf Temperatur und Salzgehalt; Mächtigkeit und Ursprung der verschiedenen Wasserschichten werde sich daraus ermitteln lassen. Dann würden Strommessungen in den tieferen Meeresschichten vorzunehmen sein, aus denen man Schlüsse auf die Ursachen der Strömungen abzuleiten erhoffen dürfe. Noch andere Gegenstände der Untersuchung wären die Plutwellenerscheinungen, die Bedeutung des Windes für die Meeressströmungen, die biologischen, meteorologischen und erdmagnetischen Zustände und Vorkommnisse. Gerade für solche Forschungen biete das Polarmeere eine viel günstigere Gelegenheit, als jeder andere Ozean. „Es sind die eigentümlichen Verhältnisse dort oben, welche dies mit sich bringen — ein 4000 Meter tiefes, ja vielleicht noch tieferes Meer, auf dessen Oberfläche man sich fast wie auf festem Lande bewegen kann. Man kann auf dem Eise leben und bauen; man kann von dort alle seine Instrumente ins Meer hinuntersenden und die größten Tiefen erreichen ohne alle Schwierigkeiten, mit denen man im Anweiser und bei hoher See auf dem offenen Meere zu kämpfen hat. Einen idealeren Platz für Meeresforschungen gibt es nicht.“ Freilich, wer ein so riesiges und mannigfach gearbetes Arbeitsfeld bestellen will, muß sich in Geduld wappnen, seinen Ehrgeiz nicht in schnellen Erfolgen sehen; auf ein vier- oder fünfjähriges Treiben im Eise muß er sich gefaßt machen.

Keinere, aber doch nicht unwichtige Teile des Polarmeeres harren der Erforschung nördlich von Westsibirien bis zur Route Ransens mit dem „Fram“. Auch das Innere des verbleibenden Grönland ist zum weitesten größten Teil noch unbekannt. Die Ransensche Durchkreuzung von 1888 fand im äußersten Süden dieses Polarfontiments, unter dem 64. Breitengrad, statt, die Pearysche von 1892 hoch im Norden, unter dem 81. Grad. Aus der dazwischen liegenden Hauptmasse Grönlands von 1900 Kilometer in der Breitenausdehnung sind nur kurze Vorstöße von Westen her (so durch Nordenskiöld 1883 und durch Peary 1886) zu

Verzeichnen. Der noch gänzlich unerforschte Teil Grönlands hat mindestens den zweifachen Flächengehalt des Deutschen Reiches. Viele andere Probleme überbleiben dann noch der Einzelforschung, ist doch sogar das Innere Spitzbergens trotz der zahlreichen schwedischen Expeditionen noch fastwegs vollständig unbekannt, am wenigsten das anscheinend ganz bereifte Nordostland. Noch mehr gilt das von den vielen Inseln des Franz-Josef-Landes, um deren Inneres sich die Nordpolstürmer, die den Archipel zum Ausgangspunkt wählten, nur wenig gekümmert haben. Hier, auf der europäischen Seite der Antarktis, liegen die topographischen und physikalischen Aufgaben des von Graf Zeppelin und Professor Hergesell geplanten Luftschiffunternehmens. Auch in der amerikanischen Arktis hat die bisherige Aufklärungstätigkeit sich in der Hauptsache darauf beschränkt, die Küstenumrisse der Inseln notdürftig festzulegen. Wie es im Innern aussieht, weiß man eigentlich nur vom mittleren und nördlichen Teil des Ellesmerelandes (durch Greely, Peary, Sverdrup und Cook). Welcher Art ist dort die Tier- und Pflanzenwelt und die geologische Bildung? Und noch ein recht bedeutsamer Punkt soll erst aufgeklärt werden: die Frage, in welchem Umfange die Polarländer einst von Menschen bewohnt gewesen sind, zusammen mit der Frage nach den Wanderungen der Eskimos, deren heutige Sitze man nur kennt. Auf der europäischen-asiatischen Polarseite sind Anzeichen für eine frühere Bewohnerschaft nirgends gesehen worden. Dagegen hat man auf der amerikanischen Seite in heute völlig verlassenen Gebieten Spuren alter Eskimobiedlungen angetroffen: Greely hat Mittensprünge und Gerätschaften auf Ellesmereland gefunden, Sverdrup ebenfalls. Ohne Zweifel würde eine gründliche Durchforschung der Inselwelt, in die sich das nördliche Amerika polwärts auföst, noch manche Entdeckung zur Prähistorie der Polarwelt ergeben. Knud Rasmussen hat sich an diese Aufgabe herangemacht. Vielleicht ist es von Vorteil für den künftigen Gang der Nordpolforschung, daß sie jetzt durch Cook oder Peary jenes Zielcs beraubt worden ist, das man als die Eroberung des Nordpols bezeichnet hat. Sie wird nun möglicherweise einen ruhigeren und zugleich für die Wissenschaften erspriechlicheren Verlauf nehmen, als im letzten Jahrzehnt, da die Amerikaner den Pol mit ihrer Flagge bestürmten. Noch wie vor bleibt das meiste noch zu tun.

Kleines feuilleton.

Chinesische Drachenspiele. Der Herbst naht und die Zeit kommt wieder, wo unsere Knaben die bunten Drachen in die Luft steigen lassen, um sich an ihren kühnen Flügen zu ergötzen. Dabei kommt ihnen nicht in den Sinn, daß dieser Drache eine uralte Geschichte hat. Der erste, der einen Drachen verfertigt haben soll, war der antike Gelehrte Archytas von Tarent, der um das Jahr 400 v. Chr. lebte. Er erregte das größte Aufsehen, als er ein merkwürdiges Gebilde in die Luft steigen ließ, das aus zwei gekrenzten mit Leinwand überspannten Holzstäben bestand. Auch sonst hat der Drachen in der Wissenschaft wiederholt eine Rolle gespielt; so führte Franklin mit Hilfe eines Drachens den Beweis, daß die Wolken elektrisch geladen seien, ja sein Verjuchsdrache war der erste Blitzableiter. Meteorologische Registrierapparate und sogar photographische Kameras mit automatischer Belichtung werden noch heute den leichten Drachen anvertraut, wenn man nicht Ballons vorzieht. Doch das eigentliche Heimatland und die Hauptblütestätte der Drachen ist von altersher China gewesen. Sie sollen schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung dort bekannt gewesen sein. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden sie dann nach Europa eingeführt, wo man die klassischen Versuche des Archytas ganz vergessen hatte. Im Lande der Mitte hat der Papierdrachen bis auf die Gegenwart die größte Beliebtheit genossen, und hier ist auch die größte Vollenbung in ihrer Herstellung erreicht worden. Von solch chinesischen Drachen erzählt L. Peregrinus in „Ueber Land und Meer“. Das Steigenlassen von Drachen ist in China ein uraltes Nationalvergnügen, an dem sich hoch und niedrig, jung und alt mit gleicher Leidenschaft beteiligen. An gewissen Festtagen schwirrt ein unendliches Heer bunter Ungeheuer am Himmelszelt herum; der größte unter ihnen ist das „Fest des hohen Fluges“, das auf den neunten Tag des neunten Monats fällt. Dann bedecken sich die Höhenzüge und das freie Land mit einer buntwimmeln Menge. Auf den Höhen von Fuchow sind an diesem Drachensfeste über 30 000 Personen auf den umliegenden Anhöhen versammelt, die entweder Drachen steigen lassen oder als Zuschauer dem wunderbaren Leben in den Lustregionen ihre Aufmerksamkeit schenken. Die Drachen werden durch eine festgedrehte Schnur regiert, die sich von einem Haspel abwickelt. Die Chinesen haben eine meisterliche Beherrschung und Technik im Führen und Leiten der Drachen erlangt; sicher und geschickt bewegen sich die vielen Laufende von vielgestaltigen Formen, die da hoch im Aether versammelt sind. Seit uralter Tradition wird in diese Drachenspiele ein Symbol gelegt, das mit den Sagen und Mythen der chinesischen Religionsübung in enger Verbindung steht. Den Drachen werden

die Flügel irgend eines berühmten Gottes oder Helden beigelegt; mythologische Wesen aller Art, schöne Frauen, mächtige Zauberer sind in den hoch emporstrebenden Papierdrachen gebannt; das unzählige Gewimmel von Tieren und Insekten, denen man günstige oder üble Vorbedeutung zulegt, Frösche, Fische, Feuerfliegen, Schmetterlinge, Fledermäuse, riesige Hundertfüße — sie alle leben in der bunten Drachentwelt wieder auf und werden von der Erde, wo sie Unheil stiften, in die Luft verwiesen oder durch den Flug zum Himmel geehrt. Besonders beliebt sind heutzutage die musikalischen Drachen, die an einem Bambusbogen eine seidene Schnur tragen, worauf der Wind durch die aufgespannte Saite einen stolzen und wohlklingenden Ton hervorbringt. Gern verwendet man Drachen, um auf dem Theater die graufigen Gestalten aus alten Legenden und phantastischen Märchen zur Anschauung zu bringen. Bisweilen werden die Drachen in riesiger Größe gebildet, so zum Beispiel in dem Hundertfuß, der vom Kopf bis zum Schwanz fast vierzig Fuß mißt und nach Art einer Harmonika zusammengelegt werden kann. Solch ein Riesendrache ist jedenfalls das längste und originellste Spielzeug, das je zum Aufsteigen in die Luft hergestellt worden ist. Ganze Luftkämpfe werden mit den sogenannten Kampfdrahen aufgeführt, die etwa fünf Fuß lang, kreuzförmig gestaltet und am Ende mit scharfen Spigen versehen sind. Sie werden an seidenen Stricken oder Schnüren emporgelassen, die ihrer ganzen Länge nach in Fischlein getaucht und mit einem Präparat aus Glas oder pulverisiertem Porzellan umdreht sind. Kreuzen sich die Schnüre, dann sind binnen kurzer Zeit fünf oder sechs Drachen miteinander im Kampfe und mit leidenschaftlicher Spannung erwartet man nun den Ausgang, wobei hohe Geldwetten abgeschlossen werden.

Die Piassabapalme. Ein sehr geschätztes Material zur Herstellung von Straßenbesen und Bürsten aller Art bilden die Fasern der brasilianischen Piassabapalme (*Attalea funifera*). Ueber die Gewinnung dieser Fasern, die vor allem im Staate Bahia betrieben wird, entnimmt der „Prometheus“ einem Berichte des amerikanischen Konsuls in Bahia einige interessante Mitteilungen. Die Piassabapalme ist eine stammlöse Pflanze mit groben, dickstengligen Blättern, die vorzugsweise auf sandigem Boden gedeiht. Die Fasern sind die festen Leitbündel aus den unteren Teilen der Blattstiele und Blattseiden. Sie bleiben nach dem Abfallen der Blätter stehen und zerschlagen, so daß der Baum mit einer Hülle von groben Borsten umgeben wird. Diese Masse wird zuerst einige Tage in Wasser aufgeweicht, bis das weiche Gewebe verfault; darauf werden die Fasern getrocknet, gereinigt, gehobelt, in bestimmte Längen geschnitten und nach der Qualität sortiert.

Die Piassabapalme wird nirgends kultiviert, vielmehr wird die Faser ausschließlich von wild wachsenden Exemplaren geerntet. Letztere kommen indessen vielerorts in einer an Plantagen erinnernden Dichte vor; stellenweise trifft man bis zu 185 Palmen pro Hektar. Die Wäse liefern je 10 bis 20 Pfund Fasern pro Jahr und bleiben bei schonender Behandlung bis 30 Jahre lang ertragsfähig. Die Methoden der Gewinnung und Zubereitung der Piassabafasern sind noch recht primitiv. Von dem Abstreifen der Fasern bis zum Verpacken für den Versand wird fast alle Arbeit mit der Hand besorgt, nur wenige größere Unternehmungen verwenden Maschinen. Außer zur Anfertigung von Besen und Bürsten dienen die Fasern auch zur Herstellung von Seilerwaren. Zur Zeit der alten Kolonialherrschaft betrieb die portugiesische Regierung diesen Fabrikationszweig als Monopol, das für sie sehr einträglich war. Die Palme erzeugt ferner eine große Anzahl nußartiger Früchte, die dicht über dem Erdboden erscheinen und die Größe eines Truthuhneies erreichen können. Diese sogenannten Coquilhonüsse finden zur Fabrikation von Knöpfen, Rosenkranzperlen, Zigarrenspitzen usw. Verwendung; außerdem gewinnt man aus ihnen ein wertvolles Schmieröl, das besonders für Uhren und ähnliche feine Mechanismen geeignet ist.

Die Menge der gewonnenen Piassabafasern und Nüsse läßt sich nicht genau angeben, da ein großer Teil im Lande selbst verbraucht wird und in der Statistik nur die Ausfuhrzahlen mitgeteilt werden. Der Export aus Bahia betrug in den Jahren 1907 und 1908 1438 bzw. 1318 Tonnen Fasern und 574 bzw. 420 Tonnen Nüsse; er richtete sich hauptsächlich nach Europa. Auf den Fasern liegt ein Ausfuhrzoll von 21 Proz., auf den Nüssen ein solcher von 8 Proz. vom Werte. Dieser Wert wird behördlicherseits von Zeit zu Zeit festgesetzt. Ende vorigen Jahres betrug er pro Tonne 800 Mkreis (zu etwa 1,30 M.) für die Fasern und 100 Mkreis für die Nüsse. Ein großer Teil der Piassaba kommt von Staatsländereien, die von der Regierung verpachtet werden, wobei der Pächter in der Regel eine bestimmte Summe für jede Arroba (14,7 Kilogramm) geernteter Fasern zahlt. Daneben gibt es auch große Privatunternehmungen. So besitzt ein englisches Syndikat an der Meeresküste nördlich der Stadt Bahia eine Fläche von 180 000 Hektar, d. h. fast so groß wie das Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha, die mit etwa 6 000 000 Piassabapalmen bestanden ist. Diese Pächter oder Eigentümer pflegen ihre Arbeiter nach dem Gewichte der in einem Hafen oder an einer Eisenbahnstation abgelieferten Fasern oder Nüsse zu entlohnen. Der Preis schwankt je nach der Entfernung und den Transportschwierigkeiten; in Santa Cruz z. B. erhalten die Arbeiter 2 bis 3 Mkreis pro Arroba Fasern, dafür müssen sie aber nicht nur die gewonnenen Produkte, sondern auch ihre Lebensmittel 25 bis 30 Kilometer weit auf ihren Schultern schleppen.